



Manchmal arbeitet die Jobvermittlerin Larissa Mihm in der Werkstatt mit, um einen ihrer »Kunden« im Alltag zu begleiten

Die Fee von Fulda

Nach Jahren des Booms gibt es in Deutschland so viele offene Stellen wie nie. Manche Menschen sind trotzdem arbeitslos. Wie kann das sein?

Im Auftrag des Staates soll Larissa Mihm das Unmögliche bewirken: Den Übriggebliebenen Jobs besorgen. Sie hat da eine neue Methode **VON HENNING SUSSEBACH UND STEFAN WILLEKE**

Larissa Mihm teilt ihre Kunden in zwei Gruppen auf, in Normalfälle und Intensivfälle. Um die Normalfälle kümmert sie sich je eine Stunde in der Woche, um die Intensivfälle bis zu fünf Stunden. Das klingt, als sei Larissa Mihm eine Ärztin, die Patienten versorgt. Es klingt nach leicht Erkälteten und Schwerverletzten, die ihre Hilfe brauchen. Dabei ist Larissa Mihm studierte Sozialpädagogin, eine Angestellte im Jobcenter Fulda. Sie widmet sich Menschen, die sich schwertun mit dem, was andere für selbstverständlich halten: arbeiten gehen.

Larissa Mihm ist 31 Jahre alt, sie nennt sich Coach. Das könnte man mit Trainerin übersetzen. Ein Coach ist zwar kein Therapeut, aber mehr als bloß ein Arbeitsvermittler in irgendeinem Büro hinter irgendeinem Schreibtisch. Larissa Mihm steht Langzeitarbeitslosen, die endlich eine Stelle gefunden haben, draußen im Joballtag zur Seite, damit sie nicht wieder aufgeben. Sie trainiert das Durchhaltevermögen. Es kann eine anstrengende Arbeit sein, Menschen das Arbeiten beizubringen. Man braucht viel Zuversicht und Geduld. »Es dürfen sich keine Probleme anstauen«, sagt Larissa Mihm.

An einem Morgen im Februar läuft sie in die Tiefgarage des Jobcenters Fulda und schließt ihr Dienstwagen auf, einen silbergrauen Kombi. Im Auto durchquert sie die hessische Stadt. Die Garage ist nicht gesegnet, wie es Bayern oder Baden-Württemberg auf, einen silbergrauen Kombi. Im Auto durchquert sie die hessische Stadt. Die Garage ist nicht gesegnet, wie es Bayern oder Baden-Württemberg auf, einen silbergrauen Kombi. Im Auto durchquert sie die hessische Stadt. Die Garage ist nicht gesegnet, wie es Bayern oder Baden-Württemberg auf, einen silbergrauen Kombi.

jeden, vom Akademiker bis zum Ungelernten. Fulda hat eine eigene Hochschule, Niederlassungen von Technologie-Konzernen, eine Papierfabrik, allerlei Mittelständler. Dazu jede Menge einfacher Jobs in der Logistik-Branche, in Warenlagern und bei Spediteuren, von denen es in Fulda viele gibt, denn von hier aus ist jeder Winkel des Landes gut zu erreichen.

Deutschland hat einen langen Boom hinter sich, die Arbeitslosigkeit ist so niedrig wie seit der Wiedervereinigung nicht mehr, die bundesweite Quote liegt bei 5,1 Prozent. In Fulda kommt der Istzustand dem Idealzustand besonders nahe: 2,8 Prozent ohne Job – nahezu Vollbeschäftigung. Gerade einmal 3500 Menschen sind im gesamten Landkreis noch arbeitslos gemeldet. Gleichzeitig gibt es 2600 offene Stellen.

Wollten Wirtschaftswissenschaftler ein Labor aufbauen, um darin zu erforschen, wer sich auf dem Arbeitsmarkt selbst in guten Zeiten schwertut – ihr Labor sähe aus wie Fulda. Hier lässt sich erkunden: Wer sind die Übriggebliebenen, die jetzt noch immer keine Stelle haben? Können sie nicht arbeiten, oder wollen sie nicht? Und wie soll der Staat mit ihnen umgehen?

In einem Dorf bei Fulda parkt Larissa Mihm ihr Auto und läuft zu einem Firmengebäude. Hier arbeitet Ronald Schlüter als Hausmeister. Im Jobcenter gilt er als Intensivfall. Ronald Schlüter heißt in Wahrheit anders, er will nicht erkennbar sein. In der Firma nennen ihn alle beim Spitznamen, hier soll er Ronni heißen. Auch die anderen Menschen, die für Larissa Mihm »Kunden« sind, haben in diesem Artikel einen veränderten Namen. Manche von ihnen schämen sich für ihre Defizite.

Ronald Schlüter konnte bis vor Kurzem nicht mit einem Computer anfangen, und er wechselte selten die Kleidung, viel zu selten. Er stank. Larissa Mihm hatte die Sache mit dem unangenehmen

Körpergeruch schon in einer Computerdatei entdeckt, bevor sie ihren neuen Kunden wirklich kennenlernte, in der »Dokumentation Schlüter« beim Jobcenter Fulda. Den Fall hatte sie von ihrer Vorgängerin übernommen, kein einfacher Fall.

Schlüter ist um die 50, er war Koch, er war Kellerer, er war Türsteher, stets fühlte er sich schon von einfachen Aufgaben überfordert. Am Ende war er fünf Jahre lang arbeitslos. Dann fand das Jobcenter für ihn die Stelle als Hausmeister. Er verdient jetzt rund 1700 Euro brutto im Monat, und der Staat zahlt einen großen Teil davon. Das Jobcenter ist für ihn so etwas wie eine Notrufzentrale. Der mobile Hilfsdienst besteht für ihn aus Larissa Mihm.

Schlüter hätte sie an diesem Morgen auch im Jobcenter besuchen können, aber er will die Welt der Bittsteller hinter sich lassen. Er hat darauf bestanden, dass Larissa Mihm zu ihm ins Dorf herausgefahren kommt, und sie ist auf seinen Wunsch eingegangen. Auch bei ihr ist der Kunde, in gewisser Weise, König. Wenn er sich nicht wohlfühlt, gibt er auf. Das darf nicht passieren.

In ihrer Handtasche hat Larissa Mihm ein paar Papiere verstaut, die Schlüter am Ende des Besuchs unterzeichnen muss – viel wichtiger aber ist ihr Lächeln. Larissa Mihm ist in der Lage, ein ausdrucksloses Gesicht anzulächeln, die Zweifel eines Menschen wegzulächeln, Hoffnung herbeizulächeln. Ihr Lächeln hat viele Funktionen, es kann auch einer Drohung gleichen. Wer versucht, der Arbeit zu entfliehen, wird mit dem Entzug des Lächelns bestraft. So wird das Lächeln zum Symbol eines Sozialstaates, der auch die Übriggebliebenen nicht sich selbst überlässt. Wo es reichlich Jobs gibt, da soll niemand mehr auf die Idee kommen, sich zu entwenden.

Im Dachgeschoss der Firma sitzt Ronald Schlüter auf einem Stuhl vor einer Wand, auf der in großen Buchstaben Gedichtzeilen zitiert wer-

den: »Im Kopf sind schwarze Wolken / Das Denken fällt so schwer.«

Larissa Mihm fragt ihn lächelnd: »Wie geht es Ihnen, Herr Schlüter?«

»Manches auf der Arbeit mache ich nicht gern«, sagt er, »aber ich mache es trotzdem.« Dann spricht er eine Weile über sich und resümiert: »Ich bin glücklich, wie es ist.« Eine Freundin habe er nicht, »aber Liebeskummer habe ich auch nicht«. Hin und wieder gehe er kegeln. Schlüter fällt es nicht leicht, sich fehlerfrei auszudrücken, aber bei Larissa Mihm strengt er sich an.

Um besser zur Arbeit zu kommen, hat sich Schlüter ein altes Auto gekauft, nachdem ihm der Staat einen Zuschuss von 1500 Euro bewilligte. Hätte er keinen Führerschein gehabt, wären ihm auch Fahrstunden bezahlt worden. Larissa Mihm brachte ihm bei, wie man eine E-Mail schreibt, zunächst ohne Anhang, dann mit Anhang. Er beherrscht das jetzt, er schreibt ihr gelegentlich. »Hallo Frau Mihm«, steht dann da, »mir geht es gut.« In ihrer Begleitung geht er auch zum Arzt. Außer der Trainerin hat Schlüter eine weitere Betreuerin, eine Frau von der Caritas, die ihm erklärt, wo er zu Hause unbedingt mal sauber machen müsste.

Mit Larissa Mihm redet Schlüter eine Weile über Gummischläuche, die er in der Firma repariert. Dann sagt er: »Man kann mich überall hinstellen.«

Und Larissa Mihm erwidert: »Da bin ich ganz stolz auf Sie.«

»Das geht mir runter wie Öl, wenn Sie das sagen.«

Schlüter vertraut der Trainerin so sehr, dass er ihr sogar erzählte, seine Geschwister seien in der Kindheit vom Vater missbraucht worden. Er selbst habe alles mitbekommen. Wo muss Larissa Mihm eine Grenze ziehen? Sie besucht Kunden

nicht zu Hause, nur am Arbeitsplatz. Es soll um den Job gehen. Aber die Probleme sind oft so tiefgreifend, dass unweigerlich alles miteinander verschwimmt, die Ehe, die Scheidung, Kinder, Schulden, Drogen, Krankheiten, Abstürze. Jemanden zur Arbeit befähigen, das kann bedeuten, ihn ins Leben zurückzuholen, zumindest an den Rand einer eigenständigen Existenz.

Schön sei es gewesen, sagt Ronald Schlüter, dass er mit Larissa Mihm einmal gemeinsam im Auto gesehen wurde, Schlüter saß glücklich auf dem Beifahrersitz. »Die Leute dachten, ich hätte eine junge Freundin.«

In all den Jahren der Arbeitslosigkeit muss Ronald Schlüter den Staat meist als drohende Instanz erlebt haben. Schreibtischmenschen schrieben ihm Briefe, deren Sinn er nicht verstand. Immer hatte er Angst, etwas falsch zu machen. Dass derselbe Staat jetzt gute Feen schickt, die lächeln und loben, ist ungewohnt. Larissa Mihm wurde erst vor Kurzem eingestellt. Ronald Schlüter weiß nicht, dass dahinter ein größerer Plan steckt, eine Idee der Politiker in Berlin. Die haben sich schon viele Konzepte gegen Langzeitarbeitslosigkeit ausgedacht. Jetzt testen sie ein neues.

Man könnte glauben, je weniger Erwerbslose es gibt, desto stiller gehe es auf dem Arbeitsmarkt zu. Das stimmt nicht. Selbst wenn fast alle am richtigen Platz zu sein scheinen, ist immer etwas in Bewegung. Manchmal gerade dann. Das musste zum Beispiel Claus Herzig erfahren, Chef einer Spedition in Fulda. Seine Lastwagenfahrer werden auf Raststätten von Headhuntern angesprochen. Auf dem Weg zum Klo machen sie Karriere. Mal werden ihnen 500 Euro in bar geboten, wenn sie die Spedition wechseln, mal 1000 Euro. Dazu werden

Die Fee von Fulda Fortsetzung von S. 13

ihnen höhere Monatslöhne versprochen. Kaum etwas in Deutschland ist derzeit begehrter als Arbeitskraft. Die Wirtschaft meldet rund 1,5 Millionen offene Stellen, ein neuer Rekordwert.

Nach dem Ende ihrer Touren klopfen die Fahrer dann bei Herzog an die Bürotür und sagen: »Für Ihren Lohn kann ich nicht mehr arbeiten.« Herzog hört sofort den veränderten Ton in ihren Stimmen, diesen Ich-kann-auch-woanders-Ton. Und er legt beim Gehalt bis zu zehn Prozent drauf.

Seit Kurzem erkundigt sich der Unternehmer Herzog sogar, welche Laster seine Fahrer gerne hätten. Scania? Volvo? Mercedes? Herzog bestellt nicht mehr zehn baugleiche Wagen mit Rabatt, sondern lauter verschiedene nach Einzelwünschen, lässt bequeme Betten einbauen, mit den besten Matratzen. Manches Fahrerhaus hat jetzt eine Leder- ausstattung. Die Angestellten müssen sich bei ihm wohlfühlen. Das verbindet die Fahrer mit Larissa Mihms Kunden. Entkommen soll niemand mehr.

Wenn schon Lastwagenfahrer von Headhuntern umworben werden wie früher nur Manager – warum gibt es dann überhaupt noch Arbeitslose? Von den rund 3500 Erwerbslosen in Fulda ist knapp die Hälfte allenfalls auf Durchreise durch die Arbeitslosenstatistik; zum Beispiel von einer Stelle als Maschinenbauer in die andere, in der Regel nur Wochen ohne Job. Bleiben 1900 Menschen. Die erhalten Hartz IV, weil sie länger als ein Jahr raus sind oder noch nie in die Arbeitslosenversicherung eingezahlt haben. Unter den 1900 sind mehr Männer als Frauen. Flüchtlinge. Alleinerziehende. Schwerbehinderte. Fast drei Viertel ohne jede Berufsausbildung.

Das sind die messbaren, harten Faktoren. Die weichen: Jeder Fünfte ist nach Einschätzung des Jobcenters drogenabhängig. Viele haben Schulden, gelegentlich waren schon die Eltern arbeitslos. Manchen fehlt die Selbstdisziplin, anderen nur ein Auto. Dann gibt es noch: Krankheiten, Unfälle und andere Schicksalsschläge. Oft kommt alles zusammen – als gelte für Larissa Mihms Kunden nicht nur das Sozialgesetzbuch, sondern auch Murphy's Law in seiner düstersten Ausführung.

Es wäre falsch, sich die verbliebenen 1900 von Fulda als lauter Versager vorzustellen. Oder als lauter Opfer. Es sind auch nicht 1900 Ronnis.

Da gibt es Fordernde. Wie den Mann, der seit Jahren nicht mehr gearbeitet hat, aber jeden Monat das Foyer des Jobcenters betritt und am Empfang ruft: »Wo bleibt der Lohn?!«

Da sind Gutherzige. Wie der Mann um die 40, der im Beratungsgespräch atemlos sein Leben herunterhastet, als könne er so verlorene Zeit zurückgewinnen. Jahre als Helfer im Warenlager, nach Selbsteinschätzung »praktisch ganz in Ordnung, theoretisch hapert's, bei so Schriftsachen«. Schon immer ein Dasein nahe der Überforderung – und dann wurde noch die Mutter krank. Er kündigte, um sie zu pflegen. Aus Wochen wurden Jahre. Briefe, Behördenkram, Begräbnis. Viel »Theorie« also, Kummer, 30 Kilogramm mehr. Andere hätten ihre Mutter ins Heim gegeben, er gab sein Leben weg.

Es gibt auch Beschämte wie den 58-jährigen Maschinenbauer, Vertriebsexperte »für erklärungsbedürftige Investitionsgüter«, Reisen in 37 Länder. Eine Exportweltmeister-Biografie, bezahlt mit zwei Ehen. Vor drei Jahren Streit mit dem Chef, Kündigung, einhundert Bewerbungen, einhundert Absagen. Warum, das schreibt ihm niemand, offenbar ist er zu alt. Auf Hartz IV verzichtet der Mann. Aus Angst, zu viel vom Erarbeiteten und Ersparten abtreten zu müssen. Und aus Stolz. Noch heute trägt er die alten Maßhemden mit Monogramm. Bald wird er in sein Kinderzimmer zurückziehen, ins Haus der greisen Mutter.

Dann sind da Widerspenstige. Wie der, den sie im Jobcenter »Mann der ersten Stunde« nennen und von dem sie sagen, er habe Generationen von Vermittlern zur Verzweiflung getrieben. 14 Jahre Hartz, 19 Widersprüche, neun Gerichtsverfahren. Pünktlich zu Bewerbungsgesprächen krank. Geht er doch mal hin, melden entnervte Personalchefs: »Er weigerte sich, Angaben zu seiner Vita zu machen ... gab an, das Angebot von seinem Anwalt auf Zulässigkeit prüfen zu lassen ... daher bitten wir Sie im Namen aller Steuerzahler, ihn mal vorzuladen ...«

Eng verwandt mit den Widerspenstigen sind die Findigen. Jene, die »viel Arbeit investieren, um nicht arbeiten zu müssen«, wie Larissa Mihms Kollegen sagen. Einer bewirbt sich bevorzugt auf Sekretärinnen-Stellen. Wird er, als Mann, abgelehnt, klagt er wegen Verstoßes gegen das Gleichstellungsgesetz vor Gericht. Mit der Entschädigung bessert er seinen Unterhalt auf (siehe auch *Recht & Unrecht*, Seite 12).

Schließlich sind da die Unglückseligen. Zum Beispiel der Maler, 30 Jahre alt, seine Frau 31, drei kleine Kinder, als die Diagnose kam. Ein Tumor an ihrer Hauptschlagader, direkt am Herzen, nicht operabel. Dem Krebs ist die Konjunktur egal, das Schicksal schlägt auch in wirtschaftlich guten Jahren zu. Die Frau des Malers hielt noch fünf Jahre durch. Jetzt ist er allein, putzt vormittags die Wohnung, kauft ein, kocht. Nachmittags hilft er den Kindern bei den Hausaufgaben. Er vermisst seine Arbeit, die Kollegen, die Wohltätigkeitsläufe mit ihnen. Er versucht, den Kindern so etwas wie Normalität zu bewahren. Hin und wieder geht er mit ihnen in ein Restaurant, wie früher, bittet sie dort allerdings, »lieber ein großes Getränk als zwei kleine« zu bestellen. »Und ich rauch nicht«, sagt er. Das ist ihm wichtig.

Wenn den 1900 Verbliebenen von Fulda irgendwas gemein ist, dann dies: Die Ursache für ihre Arbeitslosigkeit ist kaum mehr auf dem Arbeitsmarkt zu finden, sondern in ihrem Leben.

Weil Georg Henkel ohnehin gerade in der Nähe des Jobcenters zu tun hat, will er bei Larissa Mihm im Büro vorbeischauen. Alle paar Tage,

spätestens alle zwei Wochen lässt er sich bei ihr einen Termin geben. Henkel läuft durch die Wartezone, sie ist hell und licht. Ein Wasserspender, eine Spielecke. Auf drei Flachbildschirmen Nachrichten aus aller Welt und Wetterdaten aus der Region. Nur ist kaum jemand da, der hinschaut. Ein Arbeitsloser sitzt vor der Fensterfront und spielt auf seinem Handy, das war's. Von den 31 Sitzschalen in der Wartezone sind 30 leer. Kürzlich wurde eine ganze Sitzbank abgeschraubt.

Die Frau am Empfang begrüßt Georg Henkel auf so höfliche Weise, als habe er etwas Kostbares zu bieten, das man sich keinesfalls entgehen lassen dürfe. Drei Viertel aller Mitarbeiter im Jobcenter

fen Henkel erreicht, ruft er Larissa Mihm an. Sie sitzt gerade in einem Restaurant beim Mittagessen, als ihr Diensthandy klingelt. Henkel ist aufgebracht. »Versuchen Sie, sich abzureagieren«, rät ihm Larissa Mihm, »rauchen Sie mal eine. Lassen Sie die Wut nicht an den Kollegen aus.«

Larissa Mihm versucht herauszufinden, was vorgefallen ist, aber sie erreicht den Boss der Firma nicht. Sie will immer wissen, was schiefgelaufen ist, damit sie ihren Kunden beibringen kann, welche Fehler sich nicht wiederholen dürfen. An Fehlern mangelt es nicht.

Als Hartz IV eingeführt wurde, am 1. Januar 2005, war oft davon die Rede, man müsse Lang-

Ähnlich lief es bei den Ein-Euro-Jobs: Stets nur für wenige Monate arbeiteten Hartz-IV-Empfänger in Handlangerjobs. Damit keine Konkurrenz zum echten Arbeitsmarkt entstand, waren die Stellen künstlich geschaffen – und somit oft sinnlos. Manchmal harkte eine Kolonne von Langzeitarbeitslosen Laub hin und her, vor den Augen der Nachbarn. Der Alltag einiger Menschen bekam so wieder eine Struktur, aber weder Perspektive noch Würde. Statt an Menschen wie Larissa Mihm wandten sich zigtausend Hartz-IV-Empfänger im ganzen Land an bestimmte Ärzte. Die Namen jener Mediziner, von denen sich unwillige Arbeitslose ständig krankschreiben lassen, kennen die

arbeitslosen besetzen, mit jemandem, der jahrelang raus war, solche Firmen bekommen in den ersten zwei Jahren den Lohn komplett vom Staat bezahlt, drei weitere Jahre noch in großen Teilen. Auf eine Ära der Ungeduld soll ein Zeitalter der Geduld folgen. Es ähnelt einer wohlmeinenden Wette – auf das Durchhaltevermögen von Ronald Schlüter, auf die Gelassenheit seines Arbeitgebers, auf die Nerven von Larissa Mihm. Und das tausendfach. Die Regierung hat für dieses Projekt für die nächsten vier Jahre vier Milliarden Euro extra bereitgestellt. Das ist mehr Geld, als dem ganzen Staat Albanien jährlich überhaupt zur Verfügung steht. Das ist so viel, wie das reiche Sultanat Brunei in seinem kompletten Staatshaushalt ausgibt.

In ihrem Dienstwagen fährt Larissa Mihm zu einer Bäckerei in der Nähe von Fulda. Sie stellt das Auto vor dem Schaufenster ab, als sich Claudia Möller schon mit einem Kaffeebecher an einen Tisch gesetzt hat. Claudia Möller putzt in einem Asylbewerberheim, täglich wird sie vom Fahrer eines gemeinnützigen Sozialdienstes dorthin gebracht und dort auch wieder abgeholt. 20 Kilometer hin, 20 Kilometer zurück.

»Na, Frau Möller, was gibt's Neues?«, fragt Larissa Mihm und strahlt sie an. Die Kundin antwortet, sie habe vom Chef des Heims eine Schmutzurlaub verlangt, »viele Familien hinterlassen einen Riesendreck«. Sie müsse »eine starke Person sein, sonst respektieren mich die Araber nicht. Die behandeln Frauen schlecht.« Larissa Mihm sucht nach einem Thema, das erfreulicher ist.

Die beiden sprechen darüber, dass Claudia Möller jetzt oft zum Dartspielen geht. In ihrer Mannschaft ist sie sogar Kapitänin. »Das ist Ihr Jahr, Frau Möller, oder?« Claudia Möller nickt fröhlich.

Die beiden sind einander nahegekommen. Einmal, nachdem Claudia Möller ihre Fingernägel hellblau und glitzernd rosa lackiert hatte, malte auch Larissa Mihm ihre Nägel an, und sie redeten eine Weile nur darüber. Eine Putzfrau, die auf ihre Hände achtet, hat sich nicht aufgegeben.

Larissa Mihm stellt Nähe zu ihren Kunden her, und sie setzt diese Nähe ein. »Du wickelst sie wirklich alle ein mit deinem Charme«, sagte ihr einer der Kollegen im Jobcenter. Larissa Mihm nimmt es auch hin, dass manche ihrer Kunden die persönliche Bindung mit einer Art Freundschaft verwechseln. Dieses Missverständnis kann dazu führen, dass einige Menschen vor allem deshalb weiterhin zur Arbeit gehen, weil sie Larissa Mihm nicht enttäuschen wollen. Aber besser eine harmlose Verwechslung als eine gefährliche Kapitulation vor der Arbeit. Larissa Mihm sieht die Sache sehr pragmatisch.

Stets versucht sie, unangenehme Themen angenehm zu verpacken. Einen ihrer Kunden, der oft trinkt, fragt sie freundlich: »Hatten Sie gerade schon ein Bierchen?« Das klingt bei ihr so lapidar, als habe sie sich bloß nach dem Geburtsdatum erkundigt.

Zur Verwunderung ihrer Chefs im Jobcenter erschien Larissa Mihm einmal in einer derben Arbeitshose und mit Stahlkopfschuhen im Büro, weil sie etwas Wichtiges herausfinden wollte. Einen halben Tag lang arbeitete sie in einer Schreinerei mit, in der einer ihrer Intensivfälle eine Stelle bekommen hatte. Larissa Mihm setzte Schubladen in Holzschränke ein und beobachtete ihren Kunden genau. Wie machte er sich?

Hin und wieder wendet sie Tricks an, um sich durchzusetzen. Ein Kunde, der partout keine Fahrtschule besuchen wollte, hörte von ihr immer wieder den beiläufigen Satz: »Manches wäre einfacher, wenn Sie einen Führerschein hätten.« Irgendwann glaubte der Mann, er sei selbst auf die Idee gekommen – und machte die Fahrprüfung.

Bei ihren Kundenbesuchen, sagt Larissa Mihm, fühle sie sich öfter an ihre zweijährige Tochter erinnert, von der sie ebenfalls sehr gefordert werde. Wenn die Tochter sich gut benehme, bekomme sie manchmal zur Belohnung eine Tüte Gummibärchen. Im Jobcenter gibt es zwar keine Gummibärchen. Es gibt aber unterschiedlich große Portionen von Respekt – und es gibt Strafen, amtliche Sanktionen. Das Jobcenter kann die Stütze kürzen. Gelegentlich kommt es vor, dass sogar die warmherzige Larissa Mihm zu einem ihrer Kunden sagt: »Sie lügen!« Oder: »Jetzt nehmen Sie den Job an. Keine Ausreden mehr.« Auch ihre Tochter bekommt keine Gummibärchen, wenn sie bockig ist.

Bockig? Würde Wolfgang Lörcher Larissa Mihm so reden hören, er widerspräche wohl sofort. Vermutlich fiele in seiner Gegenrede das Wort »Schweinesystem«, das benutzt er oft, wenn es um Hartz IV geht. Wolfgang Lörcher, Mitte 50, kümmernd sich in Fulda um dieselbe Klientel wie Larissa Mihm, Anfang 30. Ihre Büros liegen nur einen Kilometer auseinander. Dennoch begegnen sich die beiden nie, zwischen ihren Lebenswelten gibt es keine Überschneidung.

Wenn sie abends mit ihrer Tochter spielt, beugt er sich über Positionspapiere. Wenn ihr Handy klingelt, ertönt ein Allerwelton von Huawei, bei ihm schrapp Eric Clapton das Gitarrenintro zum Drogensong *Cocaine*. Und während es unmöglich ist, aus Larissa Mihms Reden und Handeln irgendeine Ideologie herauszulesen, wird alles, was Wolfgang Lörcher sagt und tut, davon durchdrungen. Lörcher ist Mitglied der Linkspartei, Mitglied bei ver.di, Mitglied der Bundesarbeitsgemeinschaft Bedingungsloses Grundeinkommen – sowie Gründer und seit Ewigkeiten Chef der Erwerbsloseninitiative Fulda.

Im gelb geräucherten Parteibüro der Linken übersetzt Lörcher ratlosen Arbeitslosen das Behördendeutsch ins Verständliche. Er hilft ihnen bei der Wohnungssuche, die auch in Fulda immer komplizierter wird. Er schreibt Widersprüche. Vor allem versucht er, die Menschen vor dem »Schweinesystem« zu beschützen. Er sieht die



Larissa Mihm zu Besuch bei einem ihrer Kunden. Es ist eine anstrengende Arbeit, Menschen das Arbeiten beizubringen

sind Frauen, viele so jung und so engagiert wie Larissa Mihm. Man könnte glauben, sie bekämen eine Prämie, wenn sie einen Arbeitslosen irgendwo unterbringen. In einem der Büros hängt ein handgemaltes Plakat mit der Aufschrift »Wie fühlen Sie sich?«. Weiblichkeit, Wärme, Zuwendung – ein Jobcenter wie eine Wellness-Oase.

»Schön, dass Sie da sind, Herr Henkel«, sagt Larissa Mihm. Er ist über 50, trägt eine Basecap und hat eine halb leere Colaflasche in der Hand. Früher war Henkel Fotograf, er wurde vor allem für Hochzeiten engagiert. Aber dann blieben die Aufträge aus, und Henkel meldete Insolvenz an. Vor Kurzem wurde er in einer Firma untergebracht, für die er kurze Filme produziert. Noch immer hat er Schulden beim Finanzamt und muss sehr auf Geld achten. Die Zeitungslektüre, sagt er, sei sein »einziges Hobby«.

Larissa Mihm fragt: »Was machen Sie heute noch Schönes?« Henkel schildert den gesamten Nachmittag. Er mag sie, das merkt man sofort. Einmal brachte er ihr ein kleines Geschenk mit, eine Flasche Frostschutzmittel fürs Auto. Sie bedankte sich und lehnte ab. Er hat ihr auch mal das Du angeboten, aber auch da hat Larissa Mihm eine Grenze gezogen. Kein Du.

Ein paar Tage später erfährt Larissa Mihm, dass Georg Henkel nicht übernommen wird. Eine Sekretärin des Arbeitgebers hat es sie beiläufig wissen lassen, der Grund bleibt unklar. Als die Nachricht wenig später den ehemaligen Fotogra-

zeitarbeitslose zu ihrem Glück zwingen, sie anschieben, anstacheln, antreiben. Damals hieß der Bundeskanzler Gerhard Schröder, sein wichtigster Minister war Wolfgang Clement, gemeinsam veränderten die beiden Sozialdemokraten die Richtung der Politik. »Es gibt kein Recht auf Faulheit«, hatte der Kanzler schon Jahre zuvor erklärt. In einer Broschüre aus Clements Ministerium standen insgesamt 15-mal die Wörter »Sozialbetrug«, »Sozialbetrüger«, »Sozialbetrügereien«. Dazu der Satz: »Biologen verwenden für »Organismen, die zeitweise oder dauerhaft zur Befriedigung ihrer Nahrungsbedingungen auf Kosten anderer Lebewesen – ihren Wirten – leben, übereinstimmend die Bezeichnung »Parasiten.«

Neben allem Reformfeifer habe es damals »eine starke Tendenz zur Stigmatisierung von Langzeitarbeitslosen gegeben« – so sagt es heute Frank Bauer, Wissenschaftler am Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung der Bundesagentur für Arbeit in Nürnberg. In viele Arbeitsagenturen zog ein neuer Geist ein, der Verständnis durch Misstrauen ersetzte. Eine Zeit lang wurden Methoden von Unternehmensberatern angewendet, zum Beispiel das sogenannte Matching. Es bedeutet: etwas passend machen. Drei offene Stellen, drei Arbeitslose, die dafür halbwegs geeignet zu sein schienen, und schon hatten diese drei Menschen diese drei Jobs anzunehmen – ob sie wollten oder nicht. Das Konzept ging selten auf. Wer vor der Arbeit flüchten wollte, der fand einen Fluchweg.

Mitarbeiter aller Jobcenter, auch in Fulda. Sie kennen ebenfalls diejenigen Sozialrichter, die den Arbeitslosen am Ende eskalierender Auseinandersetzungen mit den Behörden oft recht geben.

So sank zwar Jahr für Jahr die Arbeitslosenquote, aber hinter der guten Nachricht verbarg sich ein Schlüsselproblem: Ausgerechnet die Zahl der Dauerarbeitslosen stagnierte. Die Zahl derer, die der einstige Kanzler Schröder als Ärgernis ausgemacht hatte. An ihrer fatalen Lage änderte sich nichts.

Wenn aber die Politik der Härte an dieser Stelle sinnlos verpuffte, welche Alternative bietet sich dann an?

Schon zu Schröders Zeit hatte es bei den Sozialdemokraten eine Art innere Opposition zum Regierungskurs gegeben. Immer ging es hin und her zwischen den Schlagwörtern Fordern und Fördern, zwischen härteren und milderen Methoden. Vor allem Sozialpolitikern fragten sich seither: Sollten wir nicht versuchen, Arbeitslosen echte Jobs zu vermitteln? Und ihnen echte Helfer an die Seite stellen?

Im Jahr 2017 trug die SPD diese Ideen in die Koalitionsverhandlungen. 2018 dann beschloss der Bundestag, vorerst befristet, das Teilhabechancengesetz – jenen Plan, der in Fulda die Trainerin Larissa Mihm und den Intensivfall Ronald Schlüter zusammengebracht hat. Eine Konstellation, die jetzt in ganz Deutschland Politik geworden ist. Firmen, die eine ihrer offenen Stellen mit einem Langzeit-

Sache nämlich so: »Das Jobcenter zieht die Leute über den Tisch.« Er hat da seine eigenen Erfahrungen gemacht.

Als junger Mann schraubte Lörcher liebend gern an seinem Moped rum und träumte von einer Rennfahrerkarriere. Er lernte Kfz-Mechaniker, begann aber schnell, sich zu langweilen, »denn in Wirklichkeit ist man da nur Ersatzteil-Austauscher«. Lörcher jobbte mal hier, mal da, als Dachdecker, im Tapetenvertrieb, in einer Filzfabrik. Mal verließ er die Arbeit, mal verließ sie ihn, die Wochen zwischen den Jobs überbrückte er mit Arbeitslosengeld, nicht selten froh um die freie Zeit.

Dann kam das Jahr 2005. Was für Lörcher Freiheit war, deklarierten andere zur Faulheit um. Er fiel in Hartz IV, auch privat ging einiges schief, irgendwann wohnte er in einer Bude direkt gegenüber dem Jobcenter, schräg unter ihm im Erdgeschoss ein Sexshop.

Lörcher lernte den Staat damals als Gegner kennen, und gegen diesen Gegner kämpft er bis heute. Von seiner Überzeugung will er nicht lassen. Als sei die Arbeitsmarktpolitik des Jahres 2019 noch die des Jahres 2005. Sein Büro gleicht anders als das Jobcenter keiner Wellness-Oase, eher erinnert es an einen Kommando-stand, an den Wänden hängen Plakate mit Parolen wie »Mindestsicherung ohne Sanktionen!« und »Arbeit umverteilen statt Dauerstress und Existenzangst!«.

Wolfgang Lörcher hat in den vergangenen Jahren vielen Hilflösen geholfen. Allerdings gehen in der Stadt die Meinungen auseinander, ob der Arbeitslosenversteher von Fulda nicht auch ein Arbeitslosenverführer ist.

In seinem Büro bekommt Lörcher Besuch von einem Mann Anfang 40: gerade in Hartz IV gerutscht, in den Händen eine Eingliederungsvereinbarung vom Jobcenter. In der »Maßnahme Jobbüro«, steht da, soll er Vorstellungsgespräche im Rollenspiel üben, freie Stellen suchen, Bewerbungen schreiben. Lörcher schickt seinen Lesefinger auf die Reise über das Papier. Und hält inne bei einem Satz, in dem sich der Arbeitslose »zur regelmäßigen und pünktlichen Teilnahme« verpflichtet. »Das unterschreiben Sie nicht«, sagt er.

Da staunt der Arbeitslose. Warum nicht? »Der Satz ist illegal«, sagt Lörcher.

Er ist dann ziemlich schnell bei irgendwelchen Urteilen des Bundessozialgerichts, denen zufolge Hartz-IV-Sätze nicht wegen Unpünktlichkeit gekürzt werden dürften. Allerdings steht von Kürzungen überhaupt nichts in dem Papier. Das begriff der Arbeitslose erst, als er aufge-

wühlt beim Jobcenter nachfragt. Der Mann unterschreibt dann. Er verbündet sich quasi mit Wolfgang Lörchers Feinden, mit den freundlichen Frauen von Fulda, die manchen Arbeitslosen jetzt besser zu verstehen scheinen als der Arbeitslosenversteher selbst.

An einem Morgen im März parkt Larissa Mihm ihren Wagen vor einem Unternehmen in Fulda und betritt die Kantine der Firma. Scheu trippelt eine dunkelhaarige Frau heran und setzt sich zu der Trainerin an den Tisch. Alia Shakra stammt aus Syrien. In der Kantinenküche wäscht sie das Geschirr ab. Die Kundin hat eine Mappe voller

das Formular durch. Als alles ausgefüllt ist, steckt sie die Papiere in einen Umschlag und sagt: »Sie müssen damit jetzt nur noch zur Post.«

Wer Larissa Mihm beobachtet, der findet eine Antwort auf die politische Debatte, die seit Monaten wieder über Hartz IV geführt wird. Die Diskussion kreist um die Frage, ob das System die Betroffenen diskriminiert. Ob es Arbeitslose knechtet, wie linke Teile der SPD und die Linkspartei meinen. Ob Hartz IV wieder verschwinden muss, damit der Sozialstaat wieder sozial sein kann.

Unter dem hässlichen Begriff Hartz IV leiden zwar viele der Kunden im Jobcenter von Fulda,

einer der Familien, die sich im Jobcenter einen legendären Ruf erworben haben und von hartgesottene Vermittlern als »Arbeitslosen-Adel« verspottet werden.

Die Adelsfamilie lebt am Stadtrand, in einer Wohnung voller Tand, auf dem Esstisch eine abwaschbare PVC-Decke, Limonadenflaschen, eine Tabakbox für Selbstdreher, groß wie eine Nesquik-Packung.

Sie: nie im Leben einen festen Job, Hartz IV vom ersten Tag an.

Er: wie sie.

Der Adel ist schon in zweiter Generation arbeitslos, womöglich auch in dritter, genau wissen

Seit Jahrzehnten balanciert der Adel auf dem schmalen Grat zwischen Krankheit und Faulheit. Weniger mit Vorsatz, eher als Wesensmerkmal. Vererbte Arbeitslosigkeit. Das Jobcenter hat den Adel mindestens so oft an die Schuldnerberatung vermittelt wie in Gelegenheitsjobs.

Ist die sanfte Tour bei den härtesten Fällen vielleicht doch genau die falsche? Was den alten Arbeitslosen-Adel angeht, sind im Jobcenter von Fulda unterschiedliche Meinungen zu hören – aber nur eine, wenn es um das jüngste Kind dieser Familie geht: Dem müssen wir unbedingt dabei helfen, ein eigenständiges Leben einzulernen.

Der Junge ist jetzt in der Pubertät, morgens besucht er dieselbe Sonderschule wie früher der Vater, nachmittags verschwindet er unter Kopfhörern und zockt bis abends am Computer. Ein Kind, das den Eindruck haben muss, dass staatliche Stütze zu einem normalen Leben gehört. Wie Essen, Schlafen oder Atmen.

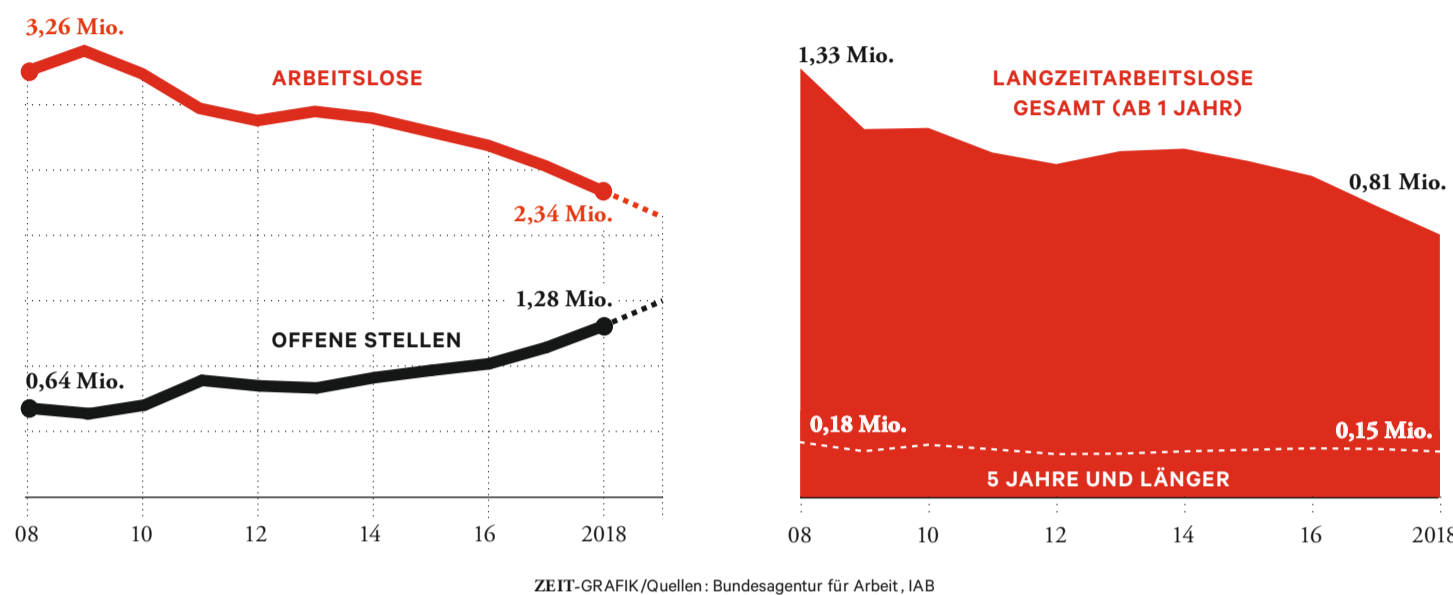
Deshalb schicken die Vermittler von Fulda Coaches auch in die Schulen. Nicht alle paar Wochen – eine von Larissa Mihms Kolleginnen ist jeden Tag da. Sie hat dort ein festes Büro, an der Tür hängen Fotos, die Menschen bei der Arbeit zeigen. Kennt nicht jeder. Regelmäßig lässt sie ganze Klassen etwas basteln, Papiertürme beispielsweise. Sie beobachtet jeden Schüler, auch den Adels-Sohn. Auf einem Formular notiert die Abgesandte aus der Arbeitswelt, wer sich durch »Einfallreichtum« hervortut, wer durch »Teamarbeit«, wer durch »Genauigkeit«, wer wenigstens mit »Kommunikationsfähigkeit« auffällt.

Irgendetwas muss es doch geben.

Larissa Mihm kennt Menschen, von denen sie ahnt, dass sie verloren sind. Menschen, die einsam in Kellerräumen hausen und sich abschotten. Menschen, die auch mit Fürsorge kaum noch zu erreichen sind. Und doch versucht sie es immer wieder. Sie sagt: »Wieso soll ich meine Zeit nicht für Menschen verwenden, die hilflos vor mir sitzen?«

Manchmal sind die Fortschritte, die sie erlebt, nur klein, sehr klein. Lächerlich klein, würden manche Kritiker sagen. Aber Larissa Mihm gibt nicht auf. Selbst winzige Fortschritte sind besser als Stillstand, so sieht sie das. Die Küchenhilfe Alia Shakra weiß inzwischen, was eine Verdienstscheinigung ist. Der ehemalige Fotograf Georg Henkel, der plötzlich ohne Job dastand, wird im Mai eine neue Stelle antreten, als Kellner in einem Lokal. Die Putzfrau Claudia Möller hat einen Mann gefunden, den sie heiraten will, einen Rentner. Und dem Hausmeister Ronald Schlüter, den alle Ronni nennen, gelingt etwas, das ihm früher nicht gelang. Er wäscht sich jetzt.

Ein deutsches Jobwunder – aber nicht für alle



Formulare mitgebracht, die sie nicht versteht. »Können Sie mir helfen?«, fragt sie, und Larissa Mihm nickt.

Alia Shakra musste mit ihren drei Kindern in eine andere Wohnung fliehen, nachdem das Leben mit ihrem Mann unerträglich geworden und die Polizei eingeschritten war. Später kehrte Alia Shakra mit den Kindern in die Wohnung zurück, und der Mann lebte ein halbes Jahr lang in seinem Auto. Jetzt wohnen sie wieder zusammen.

Alia Shakra hat das »Formular Kinderzuschlag« mitgebracht, Tipp eines Nachbarn: Neben dem Kindergeld, das jeder kennt, könne man auch diesen Zuschlag bekommen, den kaum jemand kennt. Larissa Mihm geht mit ihr

aber sie leiden nicht unter Larissa Mihms Betreuung. Auch in Zeiten von Hartz IV kann Larissa Mihm alles tun, was ihren Kunden nützt. Hartz IV hindert sie an nichts. Man muss dieses System nicht auf den Kopf stellen, man kann sich auch innerhalb des Systems neue Instrumente ausdenken. Man braucht dann Geld. Und man braucht Vermittler, die ihren vielfach geprüften Kunden dabei helfen, in sich eine bedrohte Ressource zu entdecken: Zuversicht.

Wenn sich Larissa Mihm von ihren Kunden verabschiedet und wieder zum Auto geht, ruft sie gern: »Alles wird gut!« Ein Versprechen, das sich nicht immer erfüllt, aber immer gelten soll. Selbst bei jenen, bei denen nichts gut ist. Wie bei

das weder sie noch er zu sagen, auch nicht, was die Kinder machen. Eine Tochter »lernt was mit Regale einräumen«, die anderen bekommen Babys. »Haben ja auch nichts zu tun«, sagt er, 50 Prozent Behinderungsgrad. Sie: 60 Prozent, laut Jobcenter-Gutachten lediglich »teilschichtig leistungsfähig«.

Er sagt über sich: »Wenn einer Hektik macht, werde ich nervös.«

Sie antwortet auf die Frage, ob es in ihrem Leben je einen Berufswunsch gegeben habe: »Vielleicht was dekorieren?«

Er gilt im Jobcenter als renitent.

Sie als bemüht. Momentan feudelt sie täglich eine Stunde den Flur eines öffentlichen Gebäudes durch, danach ist sie erledigt.

ANZEIGE

STREETSCOOTER.EU

EIN UNTERNEHMEN DER DEUTSCHE POST DHL GROUP

Passt mehr rein.



Kommt nichts raus.

Der WORK. Arbeitet. Elektrisch.

LET'S
WORK